



**Epiphaniasempfang der Evangelisch-lutherischen Landeskirche Hannovers
im Kloster Loccum
6. Januar 2015**

Es gilt das gesprochene Wort

Sehr geehrter Herr Wulff,
sehr geehrter Herr Ministerpräsident Weil,
sehr geehrter Herr Landtagspräsident Busemann,
verehrter Präsident des Niedersächsischen Staatsgerichtshofes Dr. van Nieuwland,
sehr geehrte Damen und Herren!

„Einen kalten Weg hatten wir hin, just des Jahres schlechteste Zeit für eine Reise, und eine so lange Reise: Die Wege tief und das Wetter schneidend, mitten im strengsten Winter.

So beschreibt der englische Dichter und Schriftsteller T.S. Eliot die Reise der drei Magier aus dem Morgenland. Es ist ein Gedicht für den 6. Januar, dem traditionellen Tag der Heiligen drei Könige, dem Tag Epiphantias.

T.S.Eliot beschreibt die drei Magier nicht als vornehme Reisegruppe, so wie wir sie auf den berühmten Bildern kennen. In prachtvoller Ausstattung, gehüllt in Brokat, geschmückt mit Gold und Perlen, beugen sie an der Krippe ihre Knie. Farbenprächtigt, wohlgenährt. Ihre Gewänder streifen den Boden.

Im Gedicht von T.S.Eliot ist es ganz anders. Es sind zweifelnde Weise, die sich fragen, ob es sich lohnte, den Weg zur Krippe anzutreten. Einen Stern, eine Verheißung, mehr gab es nicht. Und daran hielten sie fest, ganz egal was passierte: *„Die Kamele sattelwund, hufflahm, störrisch, sich in den schmelzenden Schnee werfend. .. Schließlich dünkte es besser die Nacht zu reisen, stundenweise schlafend, immer im Ohr die Stimmen, die uns sagten: Dies alles wär Wahnsinn.“*

Lange nach der Heimkehr ins Königreich fängt dann einer der Könige an zu erzählen. Ein Rückblick. Er schildert diese beschwerliche Reise und fasst zusammen:

„Dies schreib auf: Dies: Führte uns all dieser Weg zu Geburt oder Tod? Da war Geburt, gewiß, es war augenscheinlich, ohne Zweifel. Ich hatte Geburt gesehen und Tod. Doch immer geglaubt, sie seien verschieden; diese Geburt war harter und bitterer Schmerz für uns, wie Tod, unser Tod. Wir kehrten nach Hause, in diese Königreiche. Doch hier war uns nicht mehr wohl, in der alten Ordnung. Bei einem fremden Volk, das sich an seine Götter klammert...“

Der Dichter T.S. Eliot war Ende dreißig, als er dieses Gedicht schrieb. Er schrieb es in dem Jahr, in dem er sich taufen ließ. Er hatte ein Leben hinter sich ohne den Glauben an das Kind in der Krippe. Und schaut zurück auf seinen Weg, so wie der König. Zurück auf sein altes Leben, das ihm fremd geworden ist.

Ich mag dieses Gedicht. Es nimmt uns die Illusion, mit dem Glauben an Gott sei es eine einfache Angelegenheit. Wir müssten nur einmal an der Krippe stehen und schon würde die Welt verändert sein. So einfach ist das nicht. Das erleben wir jedes Jahr in den ersten Tagen des neuen Jahres. Die Welt ist auch nach diesem Weihnachtsfest die alte geblieben. Aber, und daran hält Eliot fest, trotz aller Zerstörungsmacht, trotz Gewalt und Terror, Leid und Schmerz hat sich unser Blick durch das Kind in der Krippe verändert. Die Hoffnung, dass die Welt besser werde durch diese Geburt, diese Hoffnung ist unauslöschlich gegenwärtig. Wir nehmen sie mit in unsere „kleinen Königreiche“. Und entdecken auf einmal, wie fremd uns manches erscheint. Wir sehen, wie selbstverständlich wir uns an die alten Götter klammern. Wie eigenartig sind manche Spiele um Reichtum, Macht und Sicherheit.

Vor dem Weihnachtsfest bin ich mehrfach gefragt worden, ob denn nicht alles schlimmer geworden sei, mit den Krisen und den schrecklichen Nachrichten in der Welt? Vielleicht ist es so. Die Schlagworte der Krisen breiten sich überall gleichlautend aus: Krim, Ukraine, Nordirak, Syrien, IS-Terror, Flüchtlingswelle über das Mittelmeer. Aber können wir das ehrlich sagen: Es ist schlimmer geworden? Ich habe mit meiner Mutter, 82-jährig, darüber gesprochen. Sie ist als Jugendliche aus Pommern nach Schleswig-Holstein geflohen. 1945. Im vergangenen Jahr hat sie sich manche Sendung über den Ausbruch des zweiten Weltkriegs vor 75 Jahren nicht anschauen können. „Schlimm war es immer schon“, sagt sie.

„Aber schau Dir Europa an, bleibt das nicht ein großes Hoffnungszeichen?“ Fortdauer von Krieg und Gewalt schüren Angst und machen hoffnungslos. So bewegen mich die Furcht und die wachsende Sorge in unserer Gesellschaft sehr. Doch woher kommt der Eindruck, dass es schlimmer geworden sei? Hoffnungen auf Frieden und Gerechtigkeit sind nicht erfüllt worden. Vor allem aber sind geprägte Verhaltensnormen, sind Sitte und Gewohnheit keine Ordnungen mehr, die Sicherheit herstellen. Eine Fragmentierung unserer Gesellschaft und ein fortwährender beschleunigter Wandel machen orientierungslos oder ermüden. Aufklärung, Wohlstand und Demokratie sind keine Prozesse, die sich wie von selbst entfalten und stabilisieren. Nur mit größter Vorsicht sollten wir je behaupten, andere seien **noch** nicht dort angekommen, wo wir uns befinden. Vielleicht werden sie nie dort ankommen und möglicherweise werden unsere Errungenschaften wieder zerstört durch äußere Feinde oder durch das selbstmörderische Potential unseres eigenen Tuns. Die Geschichte ist offen! Diese Gewissheit verunsichert.

Die Welt ist nach diesem Weihnachtsfest die alte geblieben. Und doch: Wir kommen nach Hause und sehen die Welt neu, in einem anderen Licht.

Nun gehören wir Deutschen, das zeigen viele Umfragen, nicht zu den sorglosen Weltbewohnern. Der Anspruch des Glücks ist hochgesetzt in unserem Land. Und auch wenn ich weiß, dass die Norddeutschen, also wir Niedersachsen mit den Schleswig-Holsteinern, statistisch zu den glücklicheren Bewohnern Deutschlands gehören, kann man Zufriedenheit oder gar Glück nicht herbeireden. Aber einen Blickwechsel versuchen. Einen Blickwechsel, der – wie Eliot erzählt - die Könige zu Fremden und neu Wahrnehmenden in der gewohnten Umgebung machte.

Es gibt für mich viele Gründe, gegen manche Ängste und Sorgen, von einer Hoffnung zu sprechen.

„Nehmet einander an, wie Christus uns angenommen hat, zu Gottes Lob.“ Röm. 15,7
So lautet die Jahreslosung, die über dem Jahr 2015 steht. Es braucht keine Erklärung, dass dieser Satz mit dem „nehmet einander an“ ein starkes Motiv ist für die Akzeptanz einer vielfältigen Gesellschaft. Doch das Schöne an dieser biblischen Zeile ist der Satzteil: „wie Christus uns angenommen hat.“

Wir sind nicht unseren guten und bösen Mitmenschen überlassen. Wir sind auch nicht uns selbst überlassen, weder unseren guten noch unseren schlechten Eigenschaften, nicht unserer Klugheit noch unserer Dummheit. Weder unserer Leistung oder unserem Unvermögen. Sondern wir haben Gott, der uns trägt und längst getragen hat. Das ist unser Trost, ist unsere Freude, ist unsere Hilfe.

„Nehmet einander an, wie Christus uns angenommen hat, zu Gottes Lob.“

Man kann jeden Montag nach Dresden schauen oder in andere deutsche Großstädte auf die Demonstrationen. Man kann auch fragen, medienkritisch fragen, ob der Informationsbedarf und die Debatten dazu nicht ausreichend geführt worden sind. Eine gewisse Berichterstattung verstärkt eher das diffuse Phänomen.

Fest steht: Hunderttausende haben keine Zeit auf die Straße zu gehen, sie helfen wo Not ist in unserem Land. Zehntausende halten keine Banner, sondern die Hand, die Geleit braucht. Sie rufen nicht „Wir sind das Volk“, sondern helfen Menschen, die deutsche Sprache zu lernen und sich in unserer Kultur einzufinden. Nur ein Bruchteil der Nachrichten wurde diesen stummen Zeugen gewidmet, die dem Gemeinsinn unserer Gesellschaft täglich dienen.

Es gibt viel Grund zur Hoffnung. Wir erleben eine Irritation unserer Gesellschaft. Lasst sie uns nicht dramatischer machen als sie ist. Diese Irritation fragt nach den Bildern für unsere zukünftige Gesellschaft. Das ist keine Debatte, die auf den Straßen ausgetragen wird, auch wenn sie dort momentan ihren Platz zu bekommen scheint. Es ist keine Debatte, die mit verklärten und historisch falschen Bildern geführt werden darf, niemals mit völkischen Tönen oder rechtsextremen Einstellungen. Und erst recht keine, die Religionen, weder den Islam noch das Christentum instrumentalisieren darf. Doch ich bin voller Hoffnung, dass auf der Grundlage unserer Verfassung und mit dem großen Engagement der Zivilgesellschaft die Herausforderungen einer ethnisch, religiös und politisch vielfältigen Gesellschaft in unserem Land gestaltet werden wird. Das ist in unserem Land schon mehrfach und gut gelungen.

Es gibt viel Grund zur Hoffnung. Unsere Gesellschaft hat in jüngster Zeit mehrfach bewiesen, wie abgewogen und klug Diskussionen über unser zukünftiges Zusammenleben aussehen können. Dazu gehören die vielen Gespräche über die Frage, wie wir sterben wollen. Im November letzten Jahres gab es dazu im Bundestag eine Debatte, wie sie nur alle paar Jahre



geführt wird. Keine empörten Zwischenrufe, keine Polemik, keine Scheingefechte zwischen Regierung und Opposition. Stattdessen ein sehr ernsthaft geführter Austausch darüber, wie wir in Deutschland sterben wollen. So persönlich, wie diese Frage ist, so grundsätzlich ist sie für unsere Gesellschaft. Und sie geht mitten in den Kern unseres Zusammenlebens: Wo und wie geben wir Hilfe auf dem letzten Weg? Welchen Ausdruck findet eine solidarische Gemeinschaft in den Monaten vor dem Tod?

Es gibt Grund zur Hoffnung. Das steigende bürgerschaftliche Engagement kann nicht genug hervorgehoben werden. Aufgaben und Verantwortungen können bereits heute von den Kirchen, Kommunen und Kreisen nicht mehr im gewohnten Umfang wahrgenommen bzw. erfüllt werden. Umso wichtiger wird das Potential ehrenamtlich Mitarbeitender. Wie verschiedene kirchliche wie nichtkirchliche Untersuchungen zeigen, ist die Bereitschaft zum ehrenamtlichen Engagement in den vergangenen Jahren sogar gestiegen. Im Jahr 2014 gab es in der deutschsprachigen Bevölkerung ab 14 Jahre rund 12,96 Millionen Personen, die ein Ehrenamt hatten bzw. unentgeltlich in der Kirche, einer Bürgerinitiative, einem Verein, Verband oder Ähnlichem tätig waren, 2013 waren es 12,67 Prozent. (Quelle: Statista 2015) Viele hoch engagierte Menschen sind soziale Leistungsträger. Ein steigendes Engagement der Bevölkerung bedeutet zwar noch keine Garantie für eine positive gesellschaftliche Entwicklung, sie stellt jedoch einen wichtigen Entwicklungsvorteil dar. Menschen vernetzen sich miteinander, übernehmen Verantwortung, wissen umeinander. Eine Gesellschaft des Sich-Kennens ist Grund zur Hoffnung.

Es gibt Grund zur Hoffnung. Am 23. Dezember war ich in Osnabrück im vierten Erstaufnahmelager für Flüchtlinge, deren Trägerschaft vorerst der Diakonie Osnabrück übertragen worden ist. Mich haben besonders die Minuten berührt, die ich in einem Zimmer mit Flüchtlingskindern saß. Die Atmosphäre war völlig überraschend. Viele Erwachsene standen in den Raum, und die Kinder spielten. Legten Puzzle oder setzten Spielsteine aufeinander. An einem Tisch saß eine ältere Frau, die aus der Zeitung erfahren hatte, dass am Vortag Flüchtlinge Aufnahme gefunden hatten in dem Lager. Sie machte sich spontan auf den Weg und saß nun neben einem Kind und malte mit ihm gemeinsam. Die Kinder kamen teilweise aus einem Flüchtlingslager im Libanon, geflohen aus Syrien. Sie fühlten sich sicher. Welch' beispielhaften wichtigen Dienst tun wir in einem demokratischen Rechtsstaat mit dem Anspruch, politisches Asyl zu gewähren



Wir kehren zurück vom Weihnachtsfest und stehen im Jahr 2015: Es gibt viele Gründe hoffnungsvoll zu sein. Wünsche, Hoffnungen, manche Ängste richten sich auf das Neue. Doch in jeder Situation gilt: Die Hoffnung wird konkret, wenn wir beginnen, für sie zu arbeiten. Wenn sie konkret, anschaulich, praktisch wird in unserer Lebenswelt. So fangen wir neu an. In aller Schuld und in jedem Verhängnis, in jedem Abschied und Weitergehen gibt es die Chance eines neuen Anfangs. Die Gewissheit trägt: Gott bleibt an unserer Seite. Er hat uns angenommen, uns mittelmäßige, schuldbeladene Menschen.

So wünsche ich Ihnen und uns, die Verheißung, die Dietrich Bonhoeffer vor 1934 Jahren in London an einem 1. Januar formuliert hat:

„Das nächste Jahr wird kein Jahr ohne Angst, Schuld, Not sein. Aber – dass es in aller Schuld, Angst, Not ein Jahr mit Christus sei, dass unserm Anfang mit Christus eine Geschichte mit Christus folge, die ja nichts ist als ein tägliches Anfangen mit ihm – darauf kommt es an.“ (Dietrich Bonhoeffer zu Lk 9,57-62, Predigt zum Neuen Jahr, London, 1.1.1934, DBW Band 13, S. 344 ff.)

Gott segne Ihren Weg, segne unsere gemeinsamen Wege 2015.